

Christina-Maria Bammel

„Angst krichtt klein“

Von Veränderung und der Suche nach Entängstigung

Als Deutschlands innere Grenzen etwas durchlässiger wurden und schließlich später – Gott und den Mutigen wie den Verzweifelten sei Dank – nicht mehr zu halten waren, entdeckte ich Herbert Grönemeyer aus Bochum. Ein mir bis dahin unbekannter Sänger. Offenbarung war mir Grönemeyers Lied von der Angst auf dem Album „Sprünge“. Plötzlich hatte ich Namen für das, was Ängste seit frühen Kindertagen mit einem Menschen anstellten. Ich hörte, wie jemand wohlthuend frech und feinfühlig gegen die Angst ansingt, indem er sie beim Namen nennt. Etwa dreißig Jahre nach der Vereinigung hat mich meine Teenagertochter befragt nach dem Aufwachsen in einer Diktatur: „Hattest du Angst? Und falls ja, warum?“ Ich habe ihr die Fragmente meiner Erinnerung ausgebreitet. Ob ich Angst hatte? Die Angst hatte *mich!* „Angst vor sich selbst, / sich in sich zurückzuziehen / aus Angst vor der Welt... sich aufs Eis zu wagen, / Angst, zu erfrier'n.“

Ein Leben in Strukturen, wachsam gegenüber der verborgenen oder offenkundigen Überwachung, inmitten autoritärer Autoritäten. Die Folge: Ein Leben in Belohnungsmustern, die nur dann griffen, wenn man folgte. „Angst als Methode angewandt, / das Einschüchtern ist geplant“. Ich habe die Ängste der Älteren gesehen, die ihr Leben zu verpassen drohten oder im Kleinklein einrichteten. „Angst zu verblöden, bereits mundtot zu sein / Angst stellt ruhig, Angst krichtt klein.“

Angst, überholt zu werden

Ich habe die Elterngenerationen erlebt, die dann mit dem unaufhaltbaren Systembruch zwar viel Freiheit, aber auch viel freien Fall erlebten. Wie hätte diese Elterngeneration zwischen 30 und 50 Lebensjahren den nachkommenden Generationen durchweg ein Fels in allen Brandungen des Erwachsenwerdens sein können? Eltern hatten in den Brüchen und Aufbrüchen genug mit sich zu tun. In manchem gemeindlichen Abendgespräch wird selbst heute noch so davon gesprochen, als sei es gestern gewesen – und nicht über dreißig Jahre her.

Ängste blieben damals im Haus des Lebens – und, damit auch im Haus der Kirche – weiter wohnen: Nicht zu bestehen im Erfolgs- und Überlebensdruck, Leistungs- und Veränderungsängste, Fehlerängste. „Angst überholt zu werden, Angst vor Konkurrenz...“

Was davon schimmert *nicht* durch die Geschichte und die Gegenwart auch meiner Kirche, der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO), zu der sich etwas über 970.000 Menschen zählen? Mit doppelter Geschichte die mehr als 8.000 Beruflichen. Weit über 45.000 ehrenamtlich Engagierte. Unbedingt zu erwähnen darunter die Generationen der an Jahren und Leben Erfahrenen, die ihre Geschichten teilen, wie sie die Kraft zur Widerständigkeit fanden. Sie geben sich und ihre oftmals beeindruckend mutige Geschichte zu erkennen, wenn sie mit dem Urteil der historischen Forschung der Jüngeren, der Nachkommenden, hier und da nicht einverstanden sein können. Da wird Kirche zum Lernort.

„Angst vor dem Aus“?

Ich bin Teil einer Kirche, die aus der Kraft von Zukunft, genauer aus dem Advent, liebt. Und das ist nicht nur ein Rufen im Prognosenwald angesichts kleiner werdender Zahlen. Eine Kirche, die in Teilen weiß, was sie nach 1989 gewonnen hat, weil sie nun Spiel- und Ermöglichungsräume erhielt, reiche Ressourcen einsetzen konnte und vor allem mit der Ressource ihres Rufes arbeiten konnte und kann: Eine selbstbewusste, verlässliche Kooperationspartnerin für staatliche, für zivilgesellschaftliche Akteure zu sein. Mancherorts wird in Dauerschleife von „Aufbruch“ gesprochen – und Rückbau geschieht. Es geht um viel Mut und Energie beim Loslassen von Aufgaben, beim Umbau. Beherrscht und clever werden in Regionen Netzwerke gegen Radikalisierung, gegen die Selbstabschottung und ein neuer Geist der Gastfreundlichkeit realisiert. Und Menschen wollen in dieser Kirche zu Atem kommen, indem sie Ökologie, Spiritualität und ein neues Verständnis von Wachstum und

Mancherorts wird in Dauerschleife von „Aufbruch“ gesprochen – und Rückbau geschieht.



Ökonomie zusammendenken. Darin liegt auch ein mutiger Brückenschlag zu der Generation, die sagt "Ihr habt keinen Plan, darum machen wir einen."¹ Eine Generation, die mit einer ganz anderen Angst lebt – der vor dem planetarischen Kollaps. Deshalb schüttelt diese Generation auch mal den Kopf über die Herausforderungen, die manche Kerngemeinde für sich sieht.

Angst, ferngelenkt zu werden

Die EKBO besteht auch aus sehr kleinen Gemeinden in kleinen Dörfern. Diese Gemeinden agieren oftmals sehr selbstbewusst und selbstwirksam entgegen allen Unkenrufen vom demografischen Wandel, von der Verwaltungsüberlast, von den Schwundtendenzen. An anderen Orten wird erheblicher Veränderungsbedarf gesehen – etwa, weil Ehrenamtliche fehlen, die Leitungsaufgaben übernehmen wollen, aber auch, wenn Berufliche nicht in Verwaltungsarbeit ertrinken wollen. So entstand die Frage, ob manche Aufgaben und Kräfte nicht mit den Nachbargemeinden kooperativ gebündelt werden können, gemeinsam angegangen werden können. In all dem steckt die Frage: Warum soll eine Körperschaft mindestens 300 Menschen, Mitglieder, aufweisen? Darin liegt auch ein Anteil von Angst, z.B. davor, mit dem Verlust des Körperschaftsstatus kein ernsthafter Partner im Kräftespiel der Zivilgesellschaft mehr zu sein. Angst, wenn auch nicht nur davor, Identität, Vermögen und Einfluss zu verlieren. Dem steht eine große EKBO-weite Gruppe von Menschen voll mutiger Lust auf Zukunft entgegen, die fragt: Was macht uns eigentlich aus als kleinere oder größere Gemeinde? Für wen sind wir da – doch nicht nur für uns selbst? Die Synode beschloss, dass mit diesen Strukturveränderungen in Ortskirchenräte, also in die Gemeindeleitung direkt im eigenen Dorf, auch Menschen berufen werden können, die nicht Kirchenmitglied sind. Das hat Ärger, auch Ängste auf den Plan geholt: Können damit extreme Kräfte kirchliches Leben in den Gemeinden unterwandern? Müssen wir jetzt die Ausgetretenen aufnehmen und entscheiden lassen, obwohl sie uns doch schon einmal im Stich gelassen haben? Es ist möglich. Aber wichtig bleibt, die nicht Einverständenen in ihren Befürchtungen nicht zu übersehen, sondern ihnen nur das zuzumuten, was sie selbst tragen und tolerieren können. Solche Diskussionen sind ohne die tiefen emotionalen Einschnitte vor 1989 schwer zu erfassen

und legen zugleich auch Geschichten von Mut und Furchtlosigkeit frei. Die gehören erzählt, mehr noch als die Geschichten der Angst. Ebenso gehört die Bereitschaft dazu, Neues auszuprobieren, auch mal Fehler zu machen und Risiken einzugehen. Das geschieht auch in dieser Landeskirche an interessanten Erprobungsorten.

Zuletzt ...

Jemand sprach davon, er müsse jetzt Angst haben angezählt zu werden, weil er die gerechte und gendergerechte Sprache nicht beherrsche. Je kontroverser der Streit ist, so stelle ich aber auch fest, desto behutsamer wird öfter der Blick auf die Angst des Diskussionspartners. Aber Vermeidung von Konflikten wäre Lähmung. Dahin gehen, wo die Angst ist, heißt es. Leisten Christen. Sie haben durch Ängste hindurch gelernt, im Dunkeln zu sehen. Jesu „Entängstigung“ geht sogar noch weiter: Die Welt, die Angst macht, ist durch ihn überwunden.

Die Synode beschloss, dass in die Gemeindeleitung auch Menschen berufen werden können, die nicht Kirchenmitglied sind. Das hat Ärger, auch Ängste auf den Plan geholt.



Christina-Maria Bammel

Pröpstin im Konsistorium der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

¹ Der Jugendrat der Generationenstiftung, 10 Bedingungen für die Rettung unserer Zukunft. Mit einem Vorwort von Harald Lesch, 2019.